



Disko

19

Budde, Burghardt, Nedo

Townhouses

master of architecture

**Nine Budde, Robert Burghardt, Kito Nedo
Townhouses**

Impressum

Herausgeber: Arno Brandlhuber, Silvan Linden
akademie c/o Architektur und Stadtforschung, AdBK Nürnberg

Titelbild: Exemplarische Darstellung eines Townhouse Am Friedrichswerder,
(links) und Am Ehemaligen Schlachthof (rechts).

Druck: Druckerei zu Altenburg
Vertrieb: www.vice-versa-vertrieb.de

© Herausgeber und Autoren, Nürnberg, Dezember 2010

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der National-
bibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar.
<http://dnb.ddb.de>

ISSN 1862-1562
ISBN 978-3-940092-04-5

Inhalt

Kito Nedo

S. 5 Sprechen über das Townhouse

Nine Budde

S.19 Caroline-von-Humboldt Weg, Berlin-Mitte

S.20 Richard-Ermisch Strasse, Berlin-Friedrichshain

S.21 Alt-Stralau 7a, Berlin-Alt-Stralau

S.22 Am Friedrichshain, Berlin-Prenzlauer Berg

S.23 Krachstr., Berlin-Alt-Stralau

S.24 o. Am Friedrichshain, Berlin-Prenzlauer Berg

S.24 u. Caroline-von-Humboldt Weg, Berlin-Mitte

S.25 o. Zur Waage, Berlin-Friedrichshain

S.25 u. Am Pankepark, Berlin-Mitte

S.26 Caroline-von-Humboldt Weg, Berlin-Mitte

S.27 Am Pankepark, Berlin-Mitte

S.28 Am Pankepark, Berlin-Mitte

S.29 Caroline-von-Humboldt Weg, Berlin-Mitte

S.30 Caroline-von-Humboldt Weg, Berlin-Mitte

Robert Burghardt

S. 31 Von der IBA zum Townhouse

Kito Nedo

Sprechen über das Townhouse

Das Berliner Townhouse hat sich rasant entwickelt. Musste vor wenigen Jahren noch erklärt werden, um was es sich dabei handelt, weist der Begriff heute weit über eine Handvoll realisierter Immobilien hinaus. Während in Architektur-Magazinen meist noch etwas ratlose Text-Bild-Strecken zum Phänomen der Townhouses erscheinen¹, widmen sich im Kunstbereich bereits subdiskursive Katalogtexte dem eng verbundenen Feld der Immobilienprosa². Auch findet das Townhouse prominente Verwendung in Roman³ und Film⁴. Besonders in Home-Stories⁵ und dem People-Segment⁶ der Magazin- und Tagespresse ist das Townhouse zum selbstverständlichen Lifestyle-Accessoire geworden oder wird als Attribut des Neuen Bürgertums verhandelt.

„Hier sollen private Bauherren bauen“

Die Wurzeln des Berliner Townhouses gehen auf das *Planwerk Innenstadt* zurück, ein von Fritz Neumeyer und Manfred Ortner (City West) sowie Bernd Albers und Dieter Hoffmann-Axthelm (City Ost) im Auftrag des Stadtentwicklungssenator Peter Strieder und unter der Ägide des ehemaligen Senatsbaudirektors und damaligen Staatssekretärs Hans Stimmann erarbeitetes Planungskonzept für das wiedervereinigte Berlin. Das Planungspapier, dessen Grundlage der barocke Stadtgrundriss des 17. und 18. Jahrhunderts sein sollte, wurde am 27. November 1996 erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt.

Im Planwerk findet sich ebenso der Vorschlag für eine kleinteilige Blockbebauung der Grünanlage am Friedrichswerder, wie für die Freifläche zwischen Fernsehturm und Marienkirche. Uwe Rada deutete den Masterplan damals in der *taz* als „restauratives Machwerk“ und wies auf seine planungspolitische Stoßrichtung hin: „Die städtebauliche Moderne der DDR war eben nicht nur der zweifelhaften Vision der verkehrsgerechten Stadt verpflichtet, sondern auch dem politischen Leitbild der Vergesellschaftung

von Grund und Boden. Freiflächen wie den Panoramaplatz oder den Friedrichswerder nun wieder mit Blöcken im Altberliner Stil zu bebauen, ist daher ein weiterer Schritt in Richtung Privatisierung der Stadt, eine Art später Rache an der DDR.“⁷

In einem Artikel für den *Tagesspiegel* rechtfertigt wenig später Dieter Hoffmann-Axthelm eben jene Privatisierung als einen Akt der räumlich-gesellschaftlichen Reparatur: „Friedrichswerder ist die älteste barocke Stadterweiterung Berlins. 50 Jahre lang wurde hier ein Musterstadtteil geschaffen, nach Plänen des ersten Berliner Stadtplaners Memhard im 17. Jahrhundert, aus den auf seinem Plan verzeichneten Sümpfen. Friedrichswerder liegt innerhalb jenes längst abgerissenen Festungsringes, den Hausvogteiplatz, Spittelmarkt, Cöllnischer Park, Alexanderplatz und Hackescher Markt im heutigen Stadtbild beschreiben. Hier hat Berlin den neuzeitlichen Städtebau gelernt. Die Wiederherstellung der Straßenblöcke zwischen Niederwall- und Kurstraße, so wie wir sie vorschlagen, erhält den großen Spielplatz, der heute dort liegt, schafft aber ein stilles Wohngebiet, das die Größenverhältnisse der untergegangenen Bebauung hat. Hier sollen private Bauherren bauen.“⁸

Eine romantische Vorstellung?

Der Verkauf der Townhouse-Parzellen aus dem Bestand des städtischen Liegenschaftsfonds startet im Oktober 2003. „Wir wissen selbst nicht so genau, ob dies eine romantische Vorstellung ist“⁹ erklärte Bausenator Peter Strieder (SPD) bei der Vorstellung der Pläne für den Friedrichswerder. Am ersten Juni 2004 beschließt der Berliner Senat den Bebauungsplan für die mehr als 50.000 Quadratmeter große, bis dahin als Grünfläche und Parkplatz genutzte Anlage. Rund 50 Townhouses sollten entstehen. „Entgegen dem Trend auf dem Immobilienmarkt waren die 116 bis 293 Quadratmeter großen Parzellen trotz Grundstückspreisen von bis zu 1.495 Euro pro Quadratmeter bereits nach einer Woche vergeben“¹⁰, so Projektleiter Arno Pluschke von der Deutschen Stadt- und Grundstücksentwicklungs-

gesellschaft mbH (DSK) – nach eigener Darstellung ehemals „Organ der staatlichen Wohnungspolitik“ (West) und heute privatisierter „Marktführer im Bereich der Stadtentwicklung“.

Zu den politischen Hintergründen des Unternehmens erklärte Pluschke später: „Einer der Gedanken bei diesem Projekt war, junge Familien und Besserverdienende von der Abwanderung ins Berliner Umland abzuhalten, indem man ihnen die Möglichkeit bietet, im Zentrum der Stadt ein eigenes Haus zu bewohnen. [...] Die Resonanz war überwältigend, ein Jahr nach Baubeginn waren bereits 85 Prozent der 47 exklusiven Townhäuser verkauft.“¹¹ Pluschke: „Zum Großteil gehören die Käufer zur gehobenen Mittelschicht. [...] Ärzte, Architekten, Rechtsanwälte, Selbstständige oder Freiberufler lassen sich ihre Repräsentanzen schon mal 1,2 Millionen Euro kosten.“¹² Ein Hauch von New York zieht durch die Sprache des Projektentwicklers, wenn er vom Friedrichswerder spricht: „Angesprochen sind echte Stadtneurotiker, Menschen, die gern mitten in der Stadt leben und mehr wollen als eine Eigentums- oder Mietwohnung.“¹³

Von Anfang an war der Friedrichswerder als Exklusiv-Projekt für wenige Besserverdienende geplant. Zwar erklärte Hilmar von Lojewski, damaliger Leiter der Abteilung Städtebau und Projekte in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung gegenüber der *B.Z.*: „Es wird einige Häuser für unter 500.000 Euro geben. [...] Aber nach oben sind wenig Grenzen gesetzt.“¹⁴ Die Townhouse-Eigentümer, so von Lojewski, dürften jedoch zehn Jahre lang nicht verkaufen: „Wir wollen so der Spekulation Einhalt gebieten“. Ausdrücklich nicht als Eigentumswohnungen, sondern als Eigentumshäuser sollten die Gebäude genutzt werden. Im Gegenzug erhielten die Bauherren Gestaltungsfreiheit: „Das ist ein sehr liberales Projekt, wir machen keine gestalterischen Vorschriften. [...] Wir erwarten architektonische Vielfalt.“¹⁵ Der Senat erhoffte sich, – so die *Berliner Zeitung* – dass das Viertel durch diese Mischung aus Wohnen und Arbeiten mehr Lebendigkeit entwickle. Statt Supermärkten sollte es kleine Läden geben: „Architekten, Ärzte, aber auch die Puppenwerkstatt oder ein Blumenladen passen hier gut hin“¹⁶, so von Lojewski, der sich auch keine Sorgen über Leerstand macht: „Auch

wenn in anderen Teilen der Stadt Immobilien leer stehen: Es gibt einen Bedarf für repräsentative Bauten, und in dieser Lage und dieser Größe sind sie auch finanzierbar.“¹⁷

Stadt in der Stadt – Grundsteinlegung Juni 2005

Ende Juni 2005 war es dann so weit. „Das erste Townhouse wird gebaut“ meldete die *Berliner Zeitung* und schrieb weiter: „Auf dem Friedrichswerder wurde gestern der Grundstein für das erste Townhouse gelegt. Eigentümer ist der mittelständische Unternehmer Joachim Spitzley aus Wilmersdorf. „Kulturell und gastronomisch ist das hier die schönste Gegend in Berlin“, sagt er. Auch um ein Zeichen zu setzen, dass Berlin in der City lebenswert ist, habe sich die Familie für den Friedrichswerder entschieden. Knapp eine Million Euro kostet das fünfgeschossige Wohnhaus mit rund 400 Quadratmetern Fläche. In den kommenden Tagen beginnt der Bau von sieben weiteren Gebäuden. Insgesamt sollen bis Mitte 2007 zwischen Oberwall- und Kurstraße 47 Townhouses sowie sieben größere Wohn- und Geschäftshäuser entstehen.“¹⁸

Spitzley, der erste Grundsteinleger, ist Vorstandsvorsitzender der Bito AG, einem Großhandels-Unternehmen für Farben, Tapeten, Bodenbeläge, Werkzeuge und Zubehör sowie Gründer der Initiative „Pro Berlin – Berliner kaufen bei Berlinern“. Die Bito AG ist auch Hauptsponsor des traditionellen Fassadenwettbewerbs („Wir bringen Farbe in die Stadt“) der Berliner Malerinnung unter der Schirmherrschaft des Regierenden Bürgermeisters Klaus Wowereit. Im Jahr 2010 fand die Veranstaltung unter dem Motto „Farbe ist sexy – Wärme auch!“ zum siebten Mal statt.

„Wir sind Stadtmenschen und haben hier die Chance in einem eigenen Haus nahe dem Dom, der Staatsoper und Unter den Linden zu wohnen“ erklärte Spitzley gegenüber der *Berliner Morgenpost*. Auch gegenüber der Welt am Sonntag (6.11.2005) rühmt er die Vorzüge seiner neuen Adresse: „Kulturelle und kulinarische Angebote sind schnell zu erreichen, man muss sich nur auf das Fahrrad setzen.“ Bei der Grundsteinlegung waren neben seiner

Familie auch die Stadtentwicklungssenatorin Ingeborg Junge-Reyer (SPD), Projektentwickler, zukünftige Nachbarn und Bauleute anwesend. Junge-Reyer, die nach Einstellung des sozialen Wohnungsbau in Berlin 2002 nicht mehr viel zu Wohnungsfragen äußern kann, zeigt sich begeistert: „Die Tatsache, dass mitten in einer Metropole, direkt im Regierungsviertel der Bau privater Wohnhäuser möglich ist, dürfte in Europa einmalig sein.“¹⁹

Der *Tagesspiegel* vom 30. Juni 2005 berichtete: „Dass es so viele Interessenten für die Parzellen gab, hat die Stadtentwicklungsverwaltung überrascht. Für einige Grundstücke hatten sich acht gleichzeitig gemeldet. Dabei ist das Bauen an dieser Stelle nicht billig. Durchschnittlich 950 Euro kosten die Grundstücke pro Quadratmeter. Die Häuser, von teils sehr renommierten Architekturbüros entworfen, sind nicht unter 700.000 Euro zu haben. Eine Summe, die Joachim Spitzley auf der Bank liegen gelassen hätte, wäre er nicht am Friedrichswerder zum Zuge gekommen. Die Wohnlage in der Nähe von Gendarmenmarkt und Auswärtigem Amt hat ihn und seine Familie so gereizt, dass er das Geld investierte statt sparte.“

Vorort-Qualität im Zentrum

Die Welt am Sonntag (3.7.2005) erkennt in dem Berliner Unternehmer den Pionier für die Entwicklung von Berlins Mitte: „Dennoch darf sich Spitzley rühmen,“ schreibt Welt-Autor Dirk Westphal, „Wegbereiter zu sein für eine – zumindest was die herausgehobene Zentrums Lage angeht – lange Zeit vergessene Tradition. Die des privaten Bauherren, der für sich selbst baut und eben nicht im Auftrag anderer. Keine Fonds oder anonyme Projektentwickler sind hier am Werke, sondern Bauherren, die es sich leisten wollen. Die es reizt, ihren Traum vom Wohnen zu realisieren, der Vorortqualität ins Zentrum bringt.“²⁰

Westphal weiter: „Ein wenig wie vor 350 Jahren, als die Latifundien auf dem Friedrichswerder besiedelt worden waren. Damals lag er noch vor den Toren der Residenzstadt Berlin-Cölln. Als es innerhalb der Stadt zu

eng wurde, ließen die preußischen Kurfürsten das Land parzellieren und vergaben es an bessergestellte Angestellte des Hofes. Schmiedemeister waren darunter, auch Rittmeister, Kammerdiener, Günstlinge und Vertraute des Hofes. Nur eben wenig einfaches Volk. Keinerlei Gesinde. Und dies wird wohl so bleiben. Als Spitzley Tageszeitungen und einige Münzen in die Grundsteinkassette schob, tummelten sich am Rande der Zeremonie benachbarte Bauherren. Damen in japanisch inspirierter Designerkleidung mit langbeinigen Jagdhunden. Und Kinder, die so aussahen, als seien sie gerade von Sylt aus eingeflogen. Blonde Scheitel schnittig ins Gesicht gekämmt. Und kurze, weiße Strandshorts mit lässigen Schlappschuhen. Berlins neue Mitte wird teuer – und lässig.“²¹

Dankwart Guratzsch, Westphals Welt-Kollege, und angesehenener konservativer Architekturkritiker war beim Richtfest im Oktober desselben Jahres dabei und notiert: „Gut abgeschirmte Bereiche sichern ein Maß von Privatheit des Wohnens mitten in der Stadt, wie es selbst in Stadtrandzonen selten garantiert werden kann. Dazu tragen wesentlich die 40 bis 140 Quadratmeter großen Hofgärten bei, die jeweils nur von den Nachbarn eingesehen werden können. Dieses Wechselverhältnis zwischen Intimität und Gemeinschaft auf Sichtweite begründet ein Community-Gefühl, das sich in den weitmaschigen Zeilenbau-Siedlungen der Zwischen- und Nachkriegszeit niemals einstellen kann und das ebenfalls eher für Klein- und Mittelstädte typisch ist. Wie sehr es funktioniert, das erwies sich zur Überraschung selbst der Senatsbauverwaltung am Donnerstag, dem 21. Oktober 2005. Da fanden sich zum Richtfest für das Townhouse P-12 der Bauherren Spitzley nämlich nicht nur Freunde der Familie, sondern auch gleich 50 weitere Townhouse-Baudamen und -herren ein. Die Stadt in der Stadt war, ehe sie tatsächlich steinerne Gestalt angenommen hatte, damit schon in ihrer künftigen Bürgerschaft präsent.“²²

Und noch eine Pionierin im „Modell für Deutschland“ findet Westphal von der Welt zwei Jahre nach Spitzley, es ist die Investmentberaterin Corinna Gliese, die mit ihrem vom Team Jasper Architekten errichteten Stadthaus „eine Form des Bauens in die historische Mitte“ zurückbringt,

die des „privaten Bauherren, der sein Haus selbst nutzt und es nicht einem x-beliebigen Großinvestor überlässt, eine standardisierte Unterkunft zu errichten“²³. Aus Kleinmachnow, südlich Berlins ist Gliese in das Zentrum der Stadt gekommen: „Ich fühle mich hier wie ein Sonntagskind.“²⁴ Auch der Unternehmensberater Stefan Laebe, der aus Potsdam an der Friedrichswerder gezogen ist, fühlt sich wohl: „Das ist schon ein bisschen wie in New York, eine dörfliche Situation mit allen Vorteilen der Großstadt, mit Kultur und großem Panorama.“ Die hat seinen Preis, das weiß auch Laebe. Dennoch: „Was man hier zahlt, ist immer noch weniger als viele Villen im Südwesten Berlins kosten.“²⁵

Dezember 2005: Richtfest im Herzen Berlins

Am Friedrichswerder gefällt es auch der Architektin Annette Wilms und ihrer Familie. „Wir wohnen ein bisschen wie im Auge des Hurrikans“²⁶ sagt sie. „Wir gehen zu Fuß ins Theater, [...] fahren mit dem Fahrrad zum Kindergarten und zur Schule, können in Kreuzberg einkaufen und vergeuden keine Zeit im Stau. Rundherum gibt es eine tolle Auswahl von Lokalen, wo man mittags günstig essen kann, und am Wochenende ist es hier richtig ruhig, fast wie auf dem Land. Für unsere Art zu leben kann ich mir keine bessere Lage vorstellen.“²⁷

Eigentlich wollte sich das Paar nach einem Haus in Potsdam umsehen, als ihr Mann Henrik Wilms in der Prenzlauer Berg-Wohnung beim Frühstück einen Zeitungsartikel über die Friedrichswerder-Pläne des Senats las und zu seiner Frau sagte: „Das gab’s noch nie. Das ist es.“²⁸ Sie meldeten sich sofort bei der Entwicklungsagentur und hatten Glück. „Eigentlich wollten wir an den Stadtrand ziehen, aber jetzt sind wir froh, im Herzen Berlins bald die Ruhe einer Eigenheimsiedlung und die Nähe des pulsierenden Stadtlebens genießen zu können“²⁹ sagt Henrik Wilms anlässlich des Richtfests für das „Townhouse Wilms“ das im Dezember 2005 gemeinsam mit dem Senatsbaudirektor Hans Stimmann, Familie und Freunden gefeiert wird. Auch im September 2006, als Wilms und seine Familie schon in ihrem

Stadthaus wohnen, kann er sich noch gegenüber der Welt am Sonntag über den schnellen Entschluss freuen: „Der Kaufpreis war mit knapp 180.000 Euro für das Grundstück nicht gerade wenig, aber in welcher Hauptstadt gibt es noch solche Grundstücke?“³⁰

„Es war nicht ganz einfach auf dem 6,50 Meter schmalen Grundstück die Erschließung in den Griff zu kriegen“, erläutert der eigentlich auf Messebau spezialisierte Architekt Wilms die „Herausforderung der Planung, die größtenteils meine Frau geleistet hat“. Über einen „Betonklotz mitten im Haus“, der das schmale Treppenhaus und den Aufzug beherbergt, gelang es dennoch, und Wilms freut sich darüber „weil die Wohneinheiten um ihn herum durchgehende Bewegungsfreiheit ermöglichen“.³¹

„Vorgaben gab es kaum. Nur die Anzahl der Geschosse, vier, maximal fünf Etagen, die Materialien der Fassaden und Begrünung“, erklärte Annette Wilms gegenüber der Welt am Sonntag den vorgegebenen gestalterischen Rahmen für den Prozess der architektonischen Formfindung. Alles ging ganz schnell: „Erst hatten wir Bedenken, mit unserem Entwurf zwischen so namhaften Architekten wie Johanne Nalbach, Klaus Theo Brenner und Bernd Albers zu bestehen. Doch als wir die Entwürfe der anderen sahen, war uns klar, dass eine schnörkellose, weiße Fassade ausreicht. Sonst wäre das Gesamtbild zu überladen.“³²

Der *Bild*-Zeitung erklärt die Architektin: „Uns gefällt dieses offene Wohnen.“ Leben und Arbeiten gehen im Townhouse der Wilms ineinander über wie die sieben Ebenen des Hauses der Architektin: „Hier können wir arbeiten und uns gleichzeitig um unsere Mädchen kümmern.“³³ Der Welt verrät sie: „Wera und Leni sind gerade eingeschult. Sie gehen zur neuen Grundschule am Brandenburger Tor. [...] Für uns gibt es Restaurants am Gendarmenmarkt, Oper, Museumsinsel.“³⁴ Auch an die Zukunft denkt die Familie: „Meine Schwester wohnt über uns, später können auch die Großeltern einziehen. Hier möchten wir bleiben!“³⁵

Manchmal kommt das Kessel-Gefühl

Der Projektentwickler Maik Uwe Hinkel wohnt seit Januar 2008 mit seiner Familie in einem der Friedrichswerder-Stadthäuser. Der Fachmann für Immobilienprojekte, der sich beruflich etwa um das Kastaniengärten-Projekt in der Schwedter Straße am Prenzlauer Berg kümmert, ist auch zufrieden mit dem Preis: „Der Kaufpreis war mit 143.000 Euro für das Grundstück moderat.“³⁶ Auch er ist begeistert über die kurzen Wege: „alle Museen, alle historisch wichtigen Gebäude inklusive meines Arbeitsplatzes kann ich zu Fuß erreichen“³⁷. Doch es gibt Nachteile: „Manchmal, wenn hier Staatsbesuche sind oder wenn der Marathon ist, dann ist man eigentlich eingekesselt, da kommt man überhaupt nicht raus mit dem Auto.“

Zu den Architekten des Friedrichswerder zählt auch der Potsdamer Architekturprofessor Klaus Theo Brenner, der im Auftrag der Ludwigsburger Wüstenrot-Stiftung zusammen mit dem Bauhistoriker Helmut Geisert die Baugeschichte des gereihten Wohnens erforschte: 2004 erschien das gemeinschaftlich herausgegebene Buch „Das städtische Reihenhäuser. Geschichte und Typologie“ im Stuttgarter Karl Krämer Verlag. Brenner sieht im „gereihten Haus“ eine Voraussetzung des Städtischen überhaupt: „Bis zum Jahr 1910 hat man Städte ganz selbstverständlich im Schema von Reihung und Block gebaut. Es ist unverständlich, warum in der Moderne das Selbstverständlichste so sehr verlorengegangen ist.“³⁸

Publizistisch beschlagen ist auch ein weiterer Stadthaus-Erbauer am Friedrichswerder: der Architekt Philipp Meuser. Sein Verlag Dom Publishers ist spezialisiert auf Architektur-Bücher. Zwischen 1996 und 2001 arbeitete Meuser als Politikberater des Senators für Stadtentwicklung Peter Strieder im Rahmen des Stadtforums Berlin. Auch Hans Stimmann kennt er gut, nicht erst seit der für 2011 geplanten Publikation „Stadthäuser. Handbuch und Planungshilfe“ ist der ehemalige Senatsbaudirektor Autor von Meusers Verlag. Mit der Coffee-Table-Denkschrift „Berliner Altstadt. Von der Staatsmitte zur Stadtmitte“ (Dom Publishers, 2009) treibt Stimmann seine alten stadtpolitischen Projekte auf der publizistischen

Schiene voran: „Hinter dem Bebauungskonzept steht nicht nur der Abschied des Staates als Hauptakteur des Massenwohnungsbaus, sondern die politische Programmatik, diesen in der DDR gewaltsam ‚verstaatlichen‘ Teil der Innenstadt Berlins für bürgerliche Schichten als Wohnort wieder attraktiv zu machen.“³⁹

Wie attraktiv, das berichtete im Sommer 2007 Heinrich Wefing, der damalige Leiter des Berliner Feuilleton-Büro der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der das Stadthaus der Meusers im Caroline-von-Humboldt-Weg besuchte. Dort empfing Natascha Meuser zum Gespräch über das neue Heim. Wefing notiert: „Natascha Meuser ist eine fröhliche, quirlige Frau. Auf nackten Füßen saust sie über die kühlen Natursteinplatten ihres neuen Hauses, in das sie ganz verliebt ist, flitzt die Treppen rauf und runter, zupft hier noch ein Kissen zurecht, räumt da ein Spielzeug beiseite. Es braucht eine Weile, bis wir auf dem Balkon vor ihrer Küche stehen und endlich mit ein bisschen Ruhe die Aussicht genießen können. Die ist, keine Frage, spektakulär. Hotelgäste müssten für solche Blicke saftige Zuschläge zahlen.“⁴⁰

Doch was sehen Wefing und Meuser? Es ist das Auswärtige Amt, das nun im früheren Erweiterungsbau der Reichsbank untergebracht ist: „eine lange, geschwungene Wand aus Stein mit vielen, vielen hohen Fenstern, hinter denen Diplomaten Deutschlands Ansehen in der Welt mehren. Wenn man sich ein wenig vorbeugt und nach links schaut, dann sieht man einen roten Würfel. Schinkels Bauakademie, bislang nur aus Plastikbahnen nachgestellt. Gleich daneben, auf der weiten freien Fläche, wird demnächst das Berliner Schloss rekonstruiert.“⁴¹ Doch auch wenn das Schloss noch nicht steht, so gibt es an Museen in der Gegend keinen Mangel: „Und abends“, so verrät Meuser Wefing, „wenn wir mal ein bisschen Zeit haben, gehen mein Mann und ich rüber zur Museumsinsel [...] Dann weiß ich: Ich bin mitten in der Hauptstadt. Mitten in der Architekturgeschichte. Ich möchte nirgendwo anders mehr wohnen.“⁴²

Hans Kollhoff überreicht einen Preis

Auch Bauingenieur Ulrich Schulte mit Ehefrau Ulla gehörten zu denjenigen, die eines der raren Townhouse Grundstücke ergattern konnten. Zuvor wohnten Sie in Frohnau, am nördlichen Stadtrand von Berlin im Eigenheim mit Garten. „Sobald wir umgezogen sind, freue ich mich, täglich mit dem Fahrrad nur noch wenige Minuten zur Arbeit zu fahren. Das Haus in Frohnau werden wir verkaufen“⁴³, erklärte Schulte gegenüber dem Magazin Focus. „Wir hatten aber die Pendelei satt und wollen künftig lieber zentral wohnen, am kulturellen Leben teilnehmen und uns weiterhin jung fühlen.“⁴⁴ Das schmale Stadthaus mit fünf Wohneinheiten nach Entwürfen des Berliner Architekten Marc Jordi gefiel der zwölfköpfigen Jury des von der bundeseigenen Kreditanstalt für Wiederaufbau ausgelobten KfW-Award für Stadt-Wohnkonzepte 2007 so gut, dass es das Bauherren-Paar mit dem 1. Platz (10.000 Euro) auszeichnete. Die Preisverleihung fand am 21. Juni 2007 in der KfW-Niederlassung in Berlin statt.

In der Bewertung des KfW-Gremium unter Vorsitz des Berliner Architekten Hans Kollhoff heißt es: „Die souverän gestaltete Fassade bringt sowohl den großen Atem dieses Hauses auf schmaler Parzelle zum Ausdruck als auch ein bürgerliches Understatement, das an beste Berliner Traditionen anzuknüpfen versteht. Die klare Gliederung in Sockelgeschoss mit Eingang und Garagenzufahrt, Hauptgeschosse mit identischer Fensterausbildung und Dachabschluss mittels kräftigem Traufgesims wird spielerisch verfeinert durch eine differenzierte Ausbildung der ornamentalen Fensterbrüstungen zum einen und mehreren Gesimsprofilen, die beim Aushub gefunden und als Spolien intelligent in die Fassade integriert wurden, zum anderen. Die farblich fein aufeinander abgestimmten geschlammten Backsteine und ein lebendig changierender Elbsandstein geben dem Gebäude einen homogenen Eindruck, der in seiner monolithischen Wirkung durch die tiefe Leibung der Eingangstür noch unterstrichen wird. Der herausragende Beitrag dieses Gebäudes ist aber ohne Zweifel die Formulierung einer unaufdringlichen und dabei ausgesprochen individuellen Physiognomie eines großstädtischen Reihenhauses und damit die Fortsetzung einer in Vergessenheit geratenen bürgerlichen Bautradition.“⁴⁵

Die Begeisterung des Großarchitekten über die Siedlung ist nicht gespielt. „Als ich unlängst Hans Kollhoff bei einer Dinnerparty traf“ schreibt Heinrich Wefing im Juni 2007 in der FAZ, „und ihn fragte, ob er den Versuch mit den Townhäusern denn wirklich für gelungen halte oder nicht doch eine Gestaltungssatzung vorgezogen hätte, einige Regeln für die Höhe der Häuser und deren Fassaden, da lehnte er solche Eingriffe vehement ab. Die Vielfalt sei Ausdruck privater Freiheit, und Freiheit gehöre nun einmal zum Bau von Bürgerhäusern dazu.“⁴⁶

Für den Architekten Jordi ist es die „geschichtliche Dichte“, die ihn an Berlin reizt: „Immer wieder schiebt sich eine neue Idee über die bestehende Gestalt der Stadt“⁴⁷. So entstammen die erwähnten Spolien im Gesims seines Townhouses der im 2. Weltkrieg zerstörten Hitzig'schen Reichsbank an der Jägerstraße. Doch nicht nur das: „Passend zum bürgerlichen Stil des Hauses, wählte Jordi Türdrücker FSB 1135 und Fenstergriff FSB 3735, deren Grundform bereits im 19. Jahrhundert sehr beliebt war. Dabei entschied er sich für gewachstes Messing natur. Ihn überzeugte das Material, weil es ‚schön altert‘ und sich somit dezent in sein Baukonzept des ‚neuen Alten‘ einfügt. Für Jordi steht die FSB-Produktfamilie außerdem für ein ‚zeitloses und europäisches Design, das zudem gut in der Hand liegt.“⁴⁸

Das Berliner Townhouse – ein Modell?

Die bereits realisierten oder in Planung befindlichen Berliner Townhouse-Projekte, etwa auf dem ehemaligen Grenzstreifen an der Bernauer Straße, die dem Friedrichswerder folgten, erzählen von der großen Strahlkraft des Projekts. „Es gibt noch viele freie Flächen in der Innenstadt, die für Stadthäuser gewonnen werden können“⁴⁹, erklärte der Projektplaner der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Hilmar von Lojewski Anfang 2006 gegenüber der *Welt*. „Mit den Townhouses haben wir den Bautyp noch weiter urbanisiert und direkt in die City verlegt“. Mittlerweile befänden sich „mehr als 20 Anlagen [...] in der Bauphase“⁵⁰ berichtet der *Tagesspiegel* Mitte Oktober 2010.

Anmerkungen

- 1 C. Sauerbrei: Stadt, Haus, Dorf. Bodenständige Bautypen für Berlins Bürgertum. In: Deutsche Bauzeitung, 08/2010
- 2 Vgl. M. Conrads: „Exelente Berlin Mitte Lage; Grundstück am Auswärtigen Amt“. Immobilienprosa als Standortnachteil. In: Skulpturenpark Berlin_Zentrum, Verlag Walther König, 2010, S.226-231
- 3 A. Osang: Königstorkinder. S. Fischer Verlag, 2010
- 4 T. Turanskyj: Eine flexible Frau. Deutschland 2010
- 5 C. Wirtz: Ein Mann und seine Küche. Die Welt 06.05.2010
- 6 Vgl. A. Kurtz: Besetzungscouch und Swimmingpool. Berliner Zeitung 17.07.2008
- 7 U. Rada: Alptraum Lego-Stadt. Die Tageszeitung, 15.11.1996
- 8 D. Hoffmann-Axthelm: Kein Abstandsgrün. Der Tagesspiegel, 2.2.1997
- 9 zit.n. P. Schubert: Schöner wohnen im Reihenhaus neben dem Auswärtigen Amt. Berliner Morgenpost, 1.11.2003
- 10 zit.n. G. Doelfs: Traum vom Eigenheim in der City nimmt Gestalt an. Die Welt, 2.6.2004
- 11 zit.n. J. Hirsch: Das Hochhaus des Häuslebauers. Berliner Zeitung, 22.05.2010
- 12 Ebd.
- 13 zit.n. B. Erdmann: Gestapelte Reihenhäuser in der City. Die Welt, 5.11.2003
- 14 zit.n. O. Wedekind: Neue Pläne für den Spittelmarkt. B.Z., 2.06.2004
- 15 zit.n. C. Richter: Teures Wohnen am Spittelmarkt. Berliner Zeitung, 2.6.2004
- 16 Ebd.
- 17 zit.n. M. Steube: Baustein im Planwerk. Berliner Morgenpost, 19.03.2005
- 18 U. Aulich: Das erste Townhouse wird gebaut. Berliner Zeitung, 30.06.2005
- 19 zit.n. M. Stengel: Endspurt für ein neues Stadtquartier. Berliner Morgenpost, 30.08.2007
- 20 D. Westphal: Wohnen à la Eaton Place. Welt am Sonntag, 3.07.05
- 21 Ebd.
- 22 D. Guratzsch: Die neue Lust an der Stadt. Die Welt, 24.09.2008
- 23 D. Westphal: Die neuen Siedler von Berlin-Mitte. Welt am Sonntag, 4.11.2007
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 zit.n. Exklusive Townhouses erobern das Zentrum. Berliner Morgenpost, 24.11.2007
- 27 zit.n. S. Rohde: Zurück in die Stadt. Stern.de, 9.4.2007
- 28 zit.n. A. Reich: Stimmanns kleine Stadt. Berliner Zeitung, 17.03.2007
- 29 zit.n. S. Gundlach: Richtfest für Townhouse am Friedrichswerder. Berliner Morgenpost, 3.12.05
- 30 zit.n. M. Müller: Leben auf der Großbaustelle. Welt am Sonntag, 24.09.2006
- 31 zit.n. S. Gundlach (s.Anm. 29)
- 32 zit.n. M. Müller: Leben auf der Großbaustelle. Welt am Sonntag, 24.09.2006
- 33 zit.n. R. Hartmann: Ist so ein Townhouse wirklich ein Traumhaus? Bild Berlin, 29.01.2007
- 34 zit.n. M. Müller (s.Anm. 30)
- 35 zit.n. R. Hartmann (s.Anm. 33)
- 36 zit.n. F. Anders: Im Trend: Wohnen in der City. Die Welt, 30.1.2006
- 37 zit.n. I. Jürgens: Bürger erobern die historische Mitte. Die Welt, 19.05.2009

- 38 zit.n. F.P. Jäger: Familienfreundlich und grün wohnt es sich nicht nur am Stadtrand. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.05.2005
- 39 H. Stimmann: Berliner Altstadt. Von der Staatsmitte zur Stadtmitte. Dom, 2009, S.94
- 40 H. Wefing: Wie wollen wir wohnen? Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.07.2007
- 41 Ebd.
- 42 zit.n. Ebd.
- 43 zit.n. http://www.focus.de/immobilien/bauen/tid-6631/kfw-award_aid_63912.html
- 44 zit.n. M. Franke, K. Behrend: Zurück in der Stadt. Der Focus 25.06.2007
- 45 http://www.kfw-foerderbank.de/DE_Home/KfW_Foerderbank/Gesellscha12/Archiv/KfW-Award_2007/1._Platz/Bewertung_der_Jury.jsp
- 46 zit.n. H. Wefing (s.Anm. 40)
- 47 zit.n. R. Rabensaat: Auf ungeahnten Wegen zum Erfolg. Die Welt, 8.12.2007
- 48 zit.n. http://www.fsb.de/Deutsch/Designinspiration/Architektouren/Stadthaus_P8/index.phtml
- 49 zit.n. F. Anders (s.Anm. 36)
- 50 S. Leber: Mittendrin und ausgegrenzt. Der Tagesspiegel, 17.10.2010















Robert Burghardt Von der IBA zum Townhouse

Architektonisch kann das Townhouse ganz banal als innerstädtisches Reihenhäuser beschrieben werden. Die Frage, wie es (dennoch) zu einem zentralen Instrument der Stadtentwicklungspolitik des Berliner Senats werden konnte, soll im Zentrum dieses Textes stehen.

Das Townhouse ist zunächst ein Vermarktungsmodell im gehobenen Segment innerstädtischer Immobilien. Das Reihenhäuser im städtischen Kontext ist in zwei typologischen Varianten anzutreffen: entweder als eine durch einen Projektentwickler errichtete Hauszeile, in der die einzelnen Häuser Teil eines architektonischen Gesamtbildes sind; oder als eine Reihe von verschiedenen Bauherren individuell gestalteter Häuser.

Im Townhouse sollen sich die Vorzüge *urbanen Wohnens*¹ mit denen des Eigenheims im Grünen verbinden und sich damit vor allem an den Teil der Mittelklasse richten, den es bislang in die Umlandgemeinden gezogen hat. Aus Sicht der Stadtpolitik bietet sich damit eine Reihe von Chancen: Eingrenzung der Zersiedelung, Aufwertung und Verdichtung der Innenstadt, Verringerung des Pendlerverkehrs und erhöhtes Steueraufkommen. Der „Verödung“ einer von Migranten und Transferleistungsempfängern dominierten Innenstadt soll die „Durchmischung“ mit bildungsnahen Gutverdienern entgegen wirken.

An diese eher pragmatische Argumentation knüpft sich mit dem Townhouse jedoch auch die sehr viel weitreichendere Idee einer *Bürgerstadt*. In der Bürgerstadt bauen Bürger nicht nur Häuser; sie werden als verantwortungsvolle Gestalter der Stadt zum definitorischen Kern des Gemeinwesens. In der Überblendung von Staats- und Besitzbürger, von *citoyen* und *bourgeois*, verbirgt sich nicht nur die radikale Vorstellung einer an Eigentum geknüpften und durch Eigentum bedingten Partizipation – es ist gleichzeitig der Versuch, ein *vor-sozialistisches* und *vor-faschistisches* Deutsches Bürgertum als unbelasteten Anknüpfungspunkt einer nationalen Identitätsfindung zu behaupten.

Um zu verstehen, wie der Begriff der Bürgerstadt zur Formel für innerstädtische Reihenhäuser werden konnte, ist ein Rückblick in die Geschichte der Berliner Stadterneuerungsbewegung der 80er-Jahre notwendig. Einer großer Teil dieses Textes setzt sich dazu mit Dieter Hoffmann-Axthelm auseinander, der als Stadttheoretiker und Publizist sowohl prägend an der Internationalen Bauausstellung (IBA) in Kreuzberg, als auch nach 1990 an der Berliner Zentrumsplanung beteiligt war. Dazu gehört das *Planwerk Innenstadt* ebenso, wie die ab 2005 errichteten *Townhouses am Friedrichswerder*. – Beides Vorzeigeprojekte des bis 2006 aktiven Senatsbaudirektors Hans Stimmann, der auch nach Ende seiner Amtszeit als einflussreicher Verfechter der *Europäischen Stadt* unter anderem die Rekonstruktion des Stadtgrundrisses der Berliner Altstadt voranzutreiben versucht.

Von der IBA zum Townhouse

Vor dem Hintergrund einer zunehmend etablierten Kritik an den „Sünden moderner Stadtplanung“ markiert die Internationale Bauausstellung (IBA) im Berlin der 80er-Jahre einen Paradigmenwechsel hin zur Wiederentdeckung der historischen Stadt. In zwei Modellbezirken sollte dies unter verschiedenen Ausgangsbedingungen ausgetestet werden:

Die *IBA-Altbau* (1984) in Kreuzberg setzte im Kontext weitgehend intakter gründerzeitlicher Stadtviertel auf Bürgerbeteiligung und behutsame Instandsetzung – als Gegenmodell zu der bislang praktizierten bürokratischen Kahl-schlagsanierung und der damit verbundenen Zerstörung preiswerten Wohnraums und gewachsener sozialer Strukturen.

Die *IBA-Neubau* (1987) hingegen versuchte unter dem Schlagwort der *Kritischen Rekonstruktion* in der südlichen Friedrichstadt ein zerstörtes und überschriebenes Quartier in Orientierung am Vorkriegsbestand mit Neubauten wieder zu einem einheitlich erfahrbaren Stadtraum zu entwickeln. Auch wenn die IBA-Neu als gedanklicher Vorläufer des Planwerks Innenstadt betrachtet werden kann, zielt sie in Unterschied zu diesem noch nicht auf eine Homogenisierung des Stadtraumes, sondern setzt bewusst auf die Akzeptanz und Weiterentwicklung einer geschichtlich wie räumlich fragmentierten Stadt.

Von Schönberg nach Prenzlberg – 3 Fallbeispiele

Lützowstraße: Im Rahmen der IBA-Neu werden Anfang der 80er-Jahre von Manfred Schiedhelm, Otto Steidle, von Gerkan, Marg und Partner und anderen 36 Reihenhäuser im Wohneigentum in der Schöneberger Lützowstraße realisiert. Die so genannten *Stadthäuser* liegen entlang zweier Stichstraßen im Blockinneren und werden zur Lützowstraße von einem Torgebäude abgeschirmt. Die Siedlung mutet heute weniger nach einem exklusiven Wohnprojekt, als den *Mews* in London an – kleine Hofstraßen mit Stallgebäuden und Wohnungen im Obergeschoss. Nur, dass hier im Vorderhaus keine repräsentativen Wohnungen zu finden sind, sondern öffentlich geförderte Sozialwohnungen auf fünf Geschossen.

Trotz öffentlicher Förderung waren die Eigentumshäuser teuer und verkauften sich nur langsam. Die Lützowstraße lag damals wie heute in einem durch Kriegszerstörung stark fragmentierten Stadtteil, der seine Funktion als bürgerliches Wohnquartier eingebüßt hatte. Wer damals soviel Geld für sein Haus ausgeben konnte, der zog doch eher an die Havel oder nach Zehlendorf. Trotz der typologischen Verwandtschaft haben die Stadthäuser in der Lützowstraße mit dem heutigen Townhouse nur wenig gemein. Sie können als einer von vielen Versuchen der IBA betrachtet werden, Blockstruktur und Wohnen im Grünen zu versöhnen. Es bedurfte erst noch des Endes des Sozialstaates, um das Privathaus in der Stadt zum Träger einer neuen gesellschaftlichen Idee zu machen. Unweit der Stadthäuser, am Lützowplatz, befindet sich eine weiteres IBA-Projekt – derzeit im Abriss. Die von O.M. Ungers entworfene Anlage stellt eine interessante Mischform von Stadthaus und Geschosswohnungsbau dar. Die Maisonettewohnungen im sozialen Wohnungsbau sind als gestapelte Stadthäuser lesbar und verfügen sämtlich entweder über eine eigene Terrasse oder einen Garten.

Friedrichswerder: Karriere machte das Stadthaus als *Townhouse* auf dem Friedrichswerder in Berlin Mitte. Ab 2005 entstanden gegenüber dem Außenministerium 47 Townhouses; alle mit jeweils verschiedenen Bauherren und Architekten. Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung hatte

den Architekten Bernd Albers beauftragt, nach den Vorgaben des Planwerks Innenstadt ein städtebauliches Gesamtkonzept für die ehemalige Freifläche zwischen Kurstraße und Hausvogteiplatz zu entwickeln. Der Plan unterteilte das Gelände in zwei kleine Grünflächen und drei kleine Blöcke, die sich am historischen Stadtgrundriss orientieren sollten. Zwei der Blöcke wurden in 6,5 m breite Grundstücke für Townhouses aufgeteilt; die Blockecken von Apartmenthäusern geschlossen. Im Bebauungsplan wurde eine fünfgeschossige in den Blockinnenraum gestaffelte Überbauung festgeschrieben.

In einem von der DSK koordinierten Verfahren wurden die Grundstücke für die Townhouses zum Festpreis verkauft, die Eckgrundstücke im Bietverfahren. Das Resultat ist eine Ansammlung von Fassaden, die trotz Pathos und Strenge hysterisch und überschminkt wirken: historisierend oder streng klassizistisch, einige sehr merkwürdig, andere modern. Strukturell hat die Anlage etwas von einem Renaissancepalast der in lauter kleine Scheiben geschnitten wurde. Die Fassaden machen vielfach einen sehr geschlossenen Eindruck; in der Erdgeschosszone finden sich fast ausschließlich schmale Öffnungen, wuchtige Türen und Garagentore, während sich die Häuser oft großzügig in den Hof öffnen. In den beiden Blöcken haben sich ein Eisladen, ein Restaurant und ein inzwischen geschlossener Bio-Convenience-Store angesiedelt. In einigen wenigen Townhouses scheint es im Erdgeschoss Kanzleien oder Büros zu geben, die aber einen eher verwaisten Eindruck machen.

Prenzlauer Gärten: Das Investorenprojekt lässt ahnen, wie viele zukünftige Townhouse-Projekte aussehen könnten. 40 Townhouses mit einheitlich weißer, minimalistisch-klassizistischer Fassade flankieren eine private Stichstraße, die sich am Ende zu einem kleinen Platz aufweitet. Der Eingang zur Straße wird von zwei sechsgeschossigen Torgebäuden mit Eigentumswohnungen gebildet. Die Anlage ist komplett umzäunt; ein Pfortnerhäuschen mit Vorrichtungen für eine Schranke steht (noch) leer.²

Kreuzberger Mischung

Der im Kontext der IBA-Alt geprägte Begriff der *Kreuzberger Mischung* steht als Antithese zur Stadt der Moderne für die Idee der *Europäischen Stadt*. Er bezeichnet die in Kreuzberg ausgeprägte Mischung von Arbeit und Wohnen in seiner funktionalen, aber auch subjektiven Nähe: Arbeiter oder Handwerker wohnten in unmittelbarer Umgebung ihrer Arbeitsplätze – entweder in dem zur Hinterhoffabrik gehörendem Vorderhaus, oder im Falle der ärmsten Handwerker, unter dem Nähtisch. Aber nicht nur Nutzungen, sondern auch Milieus lebten hier in räumlicher Nähe: Bürger, Kleinbürger, Handwerker und Arbeiter, eingesessene Berliner und Migranten. In der ehemaligen Luisenstadt war ein Typus handwerklicher Produktion vorherrschend, der sich von anderen Stadtvierteln unterschied. Anstelle großer Fabriken überlebte dort bis ins 20. Jahrhundert eine kleinteilige Produktionsstruktur, getragen von kleineren und mittleren hochspezialisierten Handwerksbetrieben, die man sich durchaus als eine lokale Netzwerkfabrik vorstellen kann.

Das Ideal der Parzelle

Als ideale Funktionseinheit der durchmischten europäischen Stadt identifiziert Hoffmann-Axthelm die Parzelle. Alle Elemente der Stadt sind in ihr angelegt und alles kann auf ihr untergebracht werden: Arbeiten, Wohnen, Vergnügen oder Handel. Axthelm beschreibt die Parzelle als „Taktgeber des Stadtzusammenhangs“³, als ein technisches Prinzip, das modernen Großstrukturen wie Stahlwerk, Atomkraftwerk oder Wohnsiedlungen nicht nur geschichtlich überlegen ist, sondern diese auch wieder ablösen wird: „Dass das Zusammenschalten kleiner Einheiten sinnvoller ist, als die Konstruktion von Großmaschinen, ist zeitgenössische Denkfigur schlechthin“^{4,5}.

Axthelm's strukturelles Argument für das Townhouse ist, dass der Nutzer mit dem Eigentümer der Parzelle identisch ist. Die Parzelle garantiert die notwendige Kleinteiligkeit einer dezentral gesteuerten Stadt, und bindet die Nutzerinteressen an den Boden. In dieser Bindung erfüllt sich die Selbstbe-

stimmung des Subjekts, die dieser Logik folgend nur über Eigentum realisiert werden kann. Erst das an den Grundbesitz geknüpfte Interesse macht den Eigentümer zum mündigen Bürger – und Eigentum zur Voraussetzung der Teilhabe an einer direkten Demokratie. In der städtischen Kleinparzelle erkennt Hoffmann-Axthelm eine bürgerliche Lebensform, in deren Untergang er gleichzeitig eine spezifisch deutsche Stadtfeindschaft begründet sieht. Das Townhouse ist nun das entscheidende Angebot um aus suburbanen Eigenheimbesitzern wieder Städter zu machen – hier versöhnt sich der Kleinbürger mit seiner Stadtfeindschaft und sühnt die Zerstörungen der traditionellen Stadt.

Im Unterschied zum klassischen Liberalismus – der Autonomie und Freiheit ebenso an Eigentum knüpft, Gewinnstreben und Wettbewerb aber keine Grenzen setzen will – wird mit dem Townhouse der Parzellenbürger gegen Großkapital, Shoppingmalls und Inverstorenräume in Stellung gebracht. Das Townhouse wird zum Motor einer „Demokratisierung der Verteilung von Nutzungsanteilen am gesellschaftlichen Flächenvorrat“⁶ wie Axthelm für die Parzelle argumentiert. Oder wie der Journalist und Alt-68er Klaus Hartung im *Tagesspiegel* schreibt: „in dem Moment, in dem auch der normale Bürger innerstädtische Parzellen bebauen kann, wäre das Zentrum nicht mehr Staats- oder Großinvestoren-Angelegenheit, sondern Bürgersache“⁷

Stadtfeindschaft

Unter Stadtfeindschaft versteht Hoffmann-Axthelm alle städtebaulichen Modelle, die eine Auflockerung bzw. Auflösung der traditionellen Stadt mit Straßen, Plätzen, Blöcken zugunsten einer Stadt in der Landschaft anstrebten. Dazu gehören Großstrukturen im Grünen wie Le Corbusier's *Ville Radieuse*, die Gartenstadt, die völkische Nazi-Siedlung oder jede andere Form suburbaner Zersiedelung wie etwa Frank Lloyd Wright's *Broadacre City*. So unterschiedlich die Motive und politischen Positionen hinter diesen Modellen auch waren, Axthelm packt sie im Begriff der Stadtfeindschaft wieder zusammen: das nationalsozialistische Ressentiment gegen die Stadt

des 19. Jahrhunderts als einen Ort der Vermischung und Entfremdung von einer arischen Bauernkultur ebenso, wie die sozialreformerische Empörung über die unmöglichen Lebensverhältnisse der Arbeiter und Armen. Axthelm subsumiert alles unter dem Begriff der „Hygiene“; sie „legitimierte alles, die Abtrennung des Wohnens von der Arbeit, die Trennung von Wohngebieten für Reich und Arm, die Ersetzung der Stadterweiterung durch Siedlungsbau, die Modernisierung der Grundrisse und des Wohnverhaltens, die Unterdrückung der Subsistenzwirtschaft und der ganzen Unterschicht von Armut, Provisorien, Substandard, die die Städte einst human gemacht, nämlich befähigt hatte, Einwanderer aus viel tieferem Elend aufzunehmen und zu integrieren.“⁸

Ob das Townhouse jedoch, wie Axthelm im gleichen Absatz schreibt, jemals Teil einer „stadtplanerischen Vermischungs- und Diversifizierungsstrategie“ werden kann, die „jene Vielzahl von Grenzen und territorialen Unterschieden, [...] Winkel, Ritzen, Reservate“ hervorbringt, in denen „das biologisch notwendige Maß an Schmutz existieren kann“⁹, darf bezweifelt werden.

Moderne und Gewalt

In Hoffmann-Axthelms Schriften taucht die Moderne immer wieder als Gewaltmotiv auf. In bewusst provokanter Gleichsetzung von Klassischer Moderne und Faschismus schreibt er: „Beiden Gesichtern der Moderne [Le Corbusier's Rationalismus und Reichow's völkische Metaphorik] war der ästhetische Überhang gemeinsam, der sie in diktatorischen Verordnungen auftreten ließ. Gemeinsam war ihnen auch zwangsläufig der Hass auf das Neunzehnte Jahrhundert. Etwas totalitäres steckt notwendigerweise darin: Es wurde ein herzustellendes Gesamtbild der Stadt gegen die widersprüchliche, anarchische Stadt mobilisiert.“¹⁰

Dies ist in soweit problematisch, als Axthelm die gesamte komplexe Geschichte der *Moderne* auf eine städtebauliche Handlungsfrage herunterbricht und beispielsweise die kapitalistische Revolutionierung der Produktionsmittel als

zentrale Verwerfung ausblendet. Dass moderne Architektur teilweise im Dienst „diktatorischer Verordnungen“ stand, sei unbestritten; genauso aber gibt es die Moderne des Widerspruchs, des offenen Systems und des Widerstands gegen die kapitalistische Rationalisierung. Es gibt opportunistische und kritische Modernismen ebenso wie regressive.¹¹ Den gründerzeitlichen Städtebau etwa in *einer* Entwicklungslinie moderner Architektur zu sehen, passt nicht in das Axthelm'sche Bild einer Moderne der Gewalt und Unterdrückung, die in blindem Hass gegen die historische Stadt gewütet habe.¹²

Sozialer Wohnungsbau

Nach Hoffmann-Axthelm ist sozialer Wohnungsbau undemokratisch. An die Stelle der autonomen Parzelle trete ein staatlicher Verwaltungstotalitarismus¹³, der den bevormundeten Individuen keinen Entscheidungsspielraum darüber lasse wie sie wohnen wollen; und – anstatt die Bodenfrage zu lösen – nur zu einem verschwenderischen Verbrauch von Flächen geführt habe. Das rasante Wachstum der Siedlungsfläche der letzten Jahrzehnte mit sozialem Wohnungsbau in Verbindung zu bringen ist nicht nur wenig stichhaltig, sondern vor allem zynisch. Es war das *Ziel* des sozialen Wohnungsbaus, jedem Bürger in angemessenem Umfang Wohnraum zur Verfügung zu stellen zu können, und etwa die Trockenwohner der Weimarer Zeit der Vergangenheit angehören zu lassen. Der soziale Wohnungsbau, so paternalistisch er auch war, hat tatsächlich eine Demokratisierung des Wohnraums bewirkt – mit der unvermeidlichen Konsequenz, zu einem Anstieg der durchschnittlichen Wohnfläche beigetragen zu haben.

Ironischerweise sind es heute sehr viel eher die Reste einer wohlfahrtstaatlichen Moderne, die das „biologisch notwendige Maß an Schmutz“ beherbergen, als die gentrifizierten Blöcke der *Kreuzberger Mischung*. Ob die englischen *sink estates*, in denen Migranten im teuren London ihre erste Bleibe finden oder chinesische Sweatshops und Supermärkte in den Wabenhochhäusern von Amsterdam Bijlmermeer – die Beispiele sind zahllos.¹⁴

Was bei Axthelms noch als Skepsis angelegt ist und sich mit der berechtigten Kritik an autoritären Konstellationen der Moderne mischt, schlägt bei Hans Stimmann in offene Verachtung gegen die Armen um: „Wir beschäftigen uns nicht mehr mit Wohnungsbau für sozial Schwache, sondern für sozial Starke. Es geht nicht mehr um Leute, die die Wohnung zugewiesen bekommen, sondern um die, die ihr sauer verdientes Geld in Wohnen anlegen.“¹⁵ Um zu bekräftigen, für wen nun Stadtentwicklungspolitik gemacht wird, setzte Stimmann persönlich den ersten Spatenstich des Projekts *Prenzlauer Gärten* und verlieh seiner Unterstützung zusätzlich mit dem Pflanzen eines Bäumchens Ausdruck.

Unter sich bleiben

In den realisierten Townhouse-Quartieren ist die Bewohnerstruktur meist homogen. Es sind fast ausschließlich Wohnbauten, die nur in wenigen Fällen auch Gewerbeflächen beinhalten. Im Prenzlauer Berg, dem Hotspot der Bewegung, ist das Townhouse lediglich die Zuspitzung einer dort seit 20 Jahren zu beobachtenden Entwicklung: Die Ansiedlung einer bürgerlichen Mittelschicht mit Kindern oder Kinderwunsch, dem Bedürfnis unter sich zu bleiben und gleichzeitig *Urbanität* zu leben.

Tatsächlich ist die Stadt ein Ort voller Konflikte und unterschiedlicher Interessen auf engem Raum. So kann Stadtfeindschaft nicht bloß als ein autoritäres Planerdiktat verstanden werden, sondern als Ausdruck des Bedürfnisses, Konflikten aus dem Weg zu gehen: Unter Seinesgleichen wohnen, auf Abstand, möglichst stressfrei, mit ausreichend Platz und Ruhe. Während Großsiedlungen und Eigenheime am Stadtrand die Befriedigung dieses Bedürfnisses demokratisierten, ist das Townhouse die Umkehrung: es ist im zentralsten Sinne des Wortes *exklusiv* – ausschließend. Es meidet die Stadt in der Stadt. Es verpflanzt das Bedürfnis nach Ruhe, Garten und sozialer Kontrolle von Land und Stadtrand in das Herz der Stadt. Nicht die Stadt (hier verstanden als Chiffre für Heterogenität und als Ort der Reibung) profitiert vom Townhouse, sondern die Bewohner der Townhouses profitieren von der

Stadt. Das Townhouse überwindet die Stadtfeindlichkeit nicht, sondern findet eine neue Form für sie: Anstelle der modernen Utopie des Wohnens mit Licht, Luft und Sonne für Alle bietet das Townhouse einem neu formierten Bürgertum Enklaven befriedeten Wohnens in der Stadt.

Demokratie

Im Begriff der Demokratie verhandeln sich Selbst- und Fremdbestimmung als gesellschaftliches Verhältnis von Eigen- und Gesamtinteresse. Wenn Selbstbestimmung aber nur auf der Parzelle zu haben ist, dann stellt sich die Frage, wie es für jene aussieht, die keine haben. In einer Marktwirtschaft stellt der Markt den Rahmen der Verhandlung gesellschaftlicher Interessen dar. Die Eintrittskarte zu dieser Verhandlung ist das Eigentum. So faszinierend die *unsichtbare Hand* des Marktes auch sein mag, sie ist immer blind für diejenigen, deren Interessen gar nicht erst auf dem Monitor von Angebot und Nachfrage auftauchen. Selbstbestimmung ist also nicht nur eine Frage formaler Gleichheit – wie etwa das Wahlrecht – sondern eine Frage von Eigentum.

Die Kritik am Wohlfahrtsstaat empörte sich darüber, dass über den Nutzer hinweg bestimmt würde. Der neoliberale Post-Wohlfahrtsstaat macht daraus die Zumutung fremdbestimmter Aktivierung. Gesellschaftliche Probleme werden individualisiert, Armut wird eine Frage der persönlichen Verantwortung und Wohlstand zum Ausweis verantwortungsvollen Handelns. Das Privileg etwa, über ausreichende Mittel für ein hochwertiges, ästhetisch anspruchsvolles Haus zur verfügen, legitimiert Ulf Poschardt in der *Welt* so: „Eine wachsende Zahl von zum Teil überraschend jungen Bauherren entscheidet sich für anspruchsvolle Architektur. Einer guten bürgerlichen Tradition folgend, übernehmen sie damit Verantwortung für ihre Umgebung.“¹⁶

Auch wenn andere westliche Staaten ebenfalls eine Renaissance städtischen Wohnens erleben, steht die Wiederentdeckung des Bürgers und der damit verbundene Gedanke einer von den Eliten getragenen Reform der Gesellschaft in einer spezifisch deutschen Tradition: Die deutsche Sprache

kennt keine Unterscheidung zwischen dem Bürger als Angehörigen einer Klasse von Besitzenden und dem Bürger als Angehöriger eines staatlichen Gemeinwesens. Der Bürger ist beides. Eine Unterscheidung von *bourgeois* und *citoyen* allein ist noch keine Selbstbestimmung ohne Eigentum, aber es blitzt in ihr das unverwirklichte Programm der allgemeinen Gleichheit auf. Eine universelle Gleichheit, die aus nichts anderem besteht als dem Mensch-Sein und der Begegnung auf gleicher Augenhöhe. Ist die Gleichheit der *citoyen* bereits in der Sprache verankert, lässt Sie sich auch aus dem politischen Handlungshorizont bei weitem nicht so schnell herausstreichen wie aus der *Bürgergesellschaft*.

Restauration

Dort, wo Hoffmann-Axthelm eingesteht, dass die Townhouses am Friedrichswerder nichts von dem einlösen, was das stadtkonforme Parzellenhaus verspricht, schiebt er nach, dass die Townhouses vor allem für das historische Zentrum Berlins werben sollen. Sie seien richtig, weil so einflussreiche Leute in das historische Zentrum ziehen würden und die Altstadt endlich eine Lobby bekäme.¹⁷ Aha! Der Friedrichswerder ist also kaum instrumentelle Immobilie gegen die Stadtflucht der Wohlhabenden, sondern Baustein für die Wiederherstellung des Grundrisses des mittelalterlichen Berlin. Die Townhouses stehen Modell für etwas das noch nicht verwirklicht ist: Die Rekonstruktion der Berliner Innenstadt auf historischem Stadtgrundriss in kleinteiliger Struktur.

In der Gegenüberstellung von Townhouse und *Investoreninteressen* scheint eine traumatische Figur auf, die in sich dramatisch paradox ist. Das klassische Bürgertum wird hier nicht nur implizit zum Gegenmodell der Moderne, sondern ihr geschichtliches Opfer. Dabei ist Bürgergeschichte nichts anderes als Modernisierungsgeschichte. Es waren schließlich die bürgerlichen Revolutionen, die als Grundlage der Entfesselung des Marktes und der Produktivkräfte die radikalen gesellschaftlichen Veränderungen gewollt und möglich gemacht haben. In der Re-Identifizierung mit dem bürgerli-

chen Subjekt jedoch identifiziert man sich nun mit den Opfern. So kann jenes verloren gegangene Bürgertum mal der Kleinbürger, mal der jüdische Intellektuelle, der Fabrikant qualitativ hochwertiger Manufakturware oder der wohlhabende Bildungsbürger sein. Es ist ein Subjekt, das die Mächte der Modernisierung als eine äußere Macht wahrnimmt und sich selbst außerhalb der Modernisierungsdynamik verortet.

Die richtige Kritik an der zerstörerischen Kraft des kapitalistischen Selbstzwecks wendet sich in die vermeintliche Unschuld des 18. Jahrhunderts um in der Gegenwart als innerstädtisches Reihenhaus wieder aufzutauchen. Es ist das gleiche Motiv der Lückenschließung, der Wundenheilung, das sich heute quer durch die Psyche der Berliner Republik zieht. Im Rückbezug auf bürgerliche Traditionen vor 1933 oder 1914 werden Nationalsozialismus und DDR zum (undeutschen) Ausnahmefall der deutschen Geschichte.¹⁸

Dieses Geschichtsnarrativ verräumlicht sich in einer Vielzahl von Rekonstruktionsprojekten, die einer *normalen* Nation eine *normale* europäische Hauptstadt bauen wollen. Der Berliner Lückenschluss wird dabei zum *grand projet*, das eine ausgebliebene bürgerliche Revolution städtebaulich nachholen will. So jedenfalls klingt es, wenn Klaus Hartung euphorisch den Bau weiterer Townhouses auf dem Marx Engels Forum bewirbt: „Dabei ist die Wiederherstellung der Residenzstadt und der Bürgerstadt alles andere als eine Flucht in die Vergangenheit. Es ist eine völlig neue Wendung in der Stadtgeschichte. Denn zum ersten Mal würde die Bürgerstadt, die von der Bürgerschaft auf rüde Art immer nur als lästiges Hindernis behandelt wurde, nun einen gleichen Rang gegenüber der Residenzstadt erhalten. Es ist ein Renaissance-Projekt, das die Grand Projets eines Pompidou oder Chirac in den Schatten stellen dürfte.“¹⁹

Schluss

Spätestens seit den 80er Jahren wird versucht, mit und gegen die Widersprüche kapitalistischer Stadtentwicklung die Ideale der durchmischten, kleinteiligen, dezentral gesteuerten Stadt umzusetzen; meistens scheiternd an der Tatsache, dass die Immobilienwirtschaft Großmaßstäblichkeit, Standardisierung und Zentralisierung favorisiert. Nichtsdestotrotz sind die Figuren der Kleinteiligkeit und Partizipation in den Kanon eingegangen. Unternehmen bemühen sich um Diversity Management; die Politik bemüht sich um Bürokratieabbau und Bürgernähe; die Stadtentwicklung um die Pflege des traditionellen Bildes der europäischen Stadt – Straßen, Plätze und Blöcke. Herausgekommen ist das Townhouse.

Doch das Townhouse verändert nichts an den Strukturen kapitalistischer Stadtverwertung. Es greift nicht ein in die Mechanismen voranschreitender Modernisierung und die Auflösung traditioneller Bindungen, sondern dient der Erfindung einer angeblich besonders stadttragenden Bürgerschaft. Die Parzelle des Townhouses ist das Gegenteil von verantwortlicher Bürgerschaft, sie ist privatisiert. Die Townhouse-Bewohner müssen sich der Stadt nicht mehr stellen, die Tür wird zugemacht. Das Townhouse kokettiert mit dem Bürger der Emanzipation und adressiert den Bürger des Privilegs.

Sollte es hingegen tatsächlich um eine demokratischere Stadt, um mehr Teilhabe, Diversität und Mischung gehen, müsste die Stadt auch mit anderen politischen Inhalten gefüllt werden. Denn anstatt Fragen zu beantworten, verbaut das Townhouse letztendlich den Blick auf die elementaren Fragen von Stadt. Hin- und hergerissen zwischen den Übeln Markt und Staat, bleibt die Frage der Autonomie. Diese muss irgendwo dazwischen behauptet werden. Wird sie auf dem freien Markt verhandelt, ist sie nichts weiter als alltäglicher Konkurrenzkampf. Es braucht Umverteilungsmechanismen, die auch denjenigen, die weder über materielles noch kulturelles Startkapital verfügen, ein selbstbestimmtes Leben ermöglichen. Es müssen Formen der Vergesellschaftung gedacht werden, die Ressourcen und Land nicht in Staatseigentum überführen, sondern in die Regie der Nutzer. Damit ist kein vulgäres

Jeder-baut-sich-sein-eigenes-Haus gemeint, sondern die Entscheidungshoheit darüber, wo ich wohnen und arbeiten möchte, ob und wie ich diesen Ort gestalte, oder jemanden anderen damit betraue.

Um die Parzelle im Sinne Axthelms tatsächlich als Instrument einer Demokratisierung – als Selbstverwaltungseinheit – wirksam werden zu lassen, muss sie vom Eigentum gelöst werden. Es geht nicht um Häuser zur Selbstverwirklichung, sondern um Modelle der selbstbestimmten Nutzung von Immobilien; es geht nicht um Kleinfamilien, sondern Einheiten der Selbstverwaltung, die gerade so groß sind, dass Interessen noch verhandelbar bleiben. Die Parzelle ist dann kein im Stadtgrundriss ablesbares Eigentumsmuster mehr, sondern eine Selbstverwaltungseinheit, die addiert, gestapelt, oder zu Großstrukturen verknüpft werden kann. Zentrale kommunale Grundstücksreserven könnten als Experimentierfeld für genau solche Selbstverwaltungsmodelle verwendet werden, anstatt mit ihnen private Häuslebauer zu subventionieren. Bis dahin sollte man Reihenhäuser wenigstens auf andere suburbane Erscheinungsformen in der Stadt stellen: Auf Discount-Märkte, Autohäuser und Großveranstaltungsarenen.

Das von Hoffmann-Axthelm herbeigesehnte Ende der durch Modernisierung freigesetzten Gewalt ist mit Selbstverwaltung allein jedoch genauso wenig zu haben wie mit Townhouses. Dies kann nur in einem radikalen Bruch mit Wachstumsdenken und Produktion um des kapitalistischen Selbstzwecks willen gehen. Von jener Gewalt, die Hoffmann-Axthelm als zentrales Moment der Moderne begreift, ist das Townhouse jedoch genauso wenig weit entfernt, wie das Märkische Viertel oder eine Shopping Mall – es steht nur am anderen Ende. Diese Gegenüberstellung war schon immer falsch. Das eine ist nicht ohne das andere zu haben. Alles andere ist Ideologie.

Anmerkungen

- 1 Vgl.: <http://www.hafenquartier-mitte.com/concept/index.html>
- 2 „Manch ein Bewohner ist darum so sehr im Zwiespalt, dass er auf die Frage nach dem Tor nur noch gereizt antwortet: Gated Community? Wovon sollen wir uns schützen? Etwa vor den Bewohnern in Prenzlauer Berg? Hier sind doch alle gleich.“ - zit.n. U. Rada: Die Stadt im Dorf lassen. Die Tageszeitung, 27.1.2010
- 3 D. Hoffmann-Axthelm: Die Dritte Stadt. Frankfurt/Main, 1993, S. 199
- 4 Ebd., S. 191
- 5 D. Hoffmann-Axthelm: Anleitung zum Stadtumbau, Frankfurt/Main, 1996, S. 98 - „[...] Große Objekte aus kleinen Einheiten zu organisieren, Struktur Aufbau und Strukturveränderung in kleinsten sich selbst steuernden Einheiten stattfinden zu lassen statt in leicht verletzlichen Zentralen. Die Vorteile liegen auf der Hand. Ein zellulär aufgebautes Gebilde ist erstens widerstandsfähiger; die Verletzung oder Zerstörung einer Zelle setzt nicht den ganzen Verband außer Kraft; die zelluläre Organisation entlastet zweitens die Zentrale (in primitiven Organisationen ersetzt sie sie), indem soviel wie möglich steuernde Funktionen bereits auf Ebene der Einzelzelle verankert werden. Zelluläre Verbände entfalten drittens ein Maß an Komplexität und damit an Interferenz, Sparsamkeit und Wirkung, das von keiner zentralistischen Organisationsform aufgebracht werden kann.“
- 6 D. Hoffmann-Axthelm (s.Anm. 3), S. 181
- 7 K. Hartung: Renaissance der Bürgerstadt. Der Tagesspiegel, 28.5.2009
- 8 D. Hoffmann-Axthelm (s.Anm. 5), S. 105
- 9 D. Hoffmann-Axthelm (s.Anm. 5), S. 106
- 10 D. Hoffmann-Axthelm (s.Anm. 3), S. 181
- 11 Der im Deutschen nicht etablierte Begriff des *Modernismus* soll eine Unterscheidung zwischen der Epoche der Moderne und „modernem“ Denken und Handeln ermöglichen. Die englische Sprache unterscheidet hier z.B. zwischen *modernism* und *modernity*.
- 12 D. Hoffmann Axthelm im Gespräch mit R. Koolhaas, arch+ Interview-Marathon, Documenta XII, 05.08.2007 - „Es ist die Frage, ob man bereit ist, die Gewaltakte zu vergessen die da passiert sind, in Ost wie in West. Wobei ich bewusst Gewaltakte sage, da wir es in Berlin von vornherein mit einer Gewaltgeschichte zu tun haben. Das fängt an mit den Abrissen um 1900. Das steigert sich dann in den 20er Jahren, mit Sanierungsplänen, Abrissen in der Innenstadt, das Alt-Berlin. Das läuft parallel mit diesem ungeheuren sozialen Kahlschlag, das sozusagen große Teile des preußischen, Berliner Bürgertums umgebracht oder vertrieben worden ist; und zwar nicht nur des jüdischen Bürgertums. Das war ein ganz großer Kahlschlag, der dann nach dem Krieg vollendet wurde, [so] dass Berlin sozusagen auch sozial geköpft ist. Diese ganzen Gewalterfahrungen sind dann auch der Ausgangspunkt, sozusagen der Maßstab vor dessen Hintergrund die ganze Sache verstanden werden muss. Das ist nicht dadurch gebannt, dass man das als Prozess der Moderne beschreibt, oder als Prozess des Sozialismus deklariert, sondern man muss das entziffern als posthume Entladungsprozesse der Gewalt die davorliegt. Das kann immer weitergehen wenn man

nicht irgendwo auch mal friedensstiftende Maßnahmen ergreift, und ich verstehe meine Arbeit in Berlin als Friedensstiften.“

- 13 D. Hoffmann-Axthelm (s.Anm. 5), S. 94 - „Das parzellenlose Bauen wurde auch nur dort durchgeführt, wo die Verstaatlichung gelang: im Wohnungswesen, als Bündnis staatlicher Modernisierungspolitik und freiwillig-unfreiwilligem Drang der Massen nach Licht, Luft und Sonne, nach Innentoilette und modernem Wohnkomfort“
- 14 Ein weiteres Beispiel aus Berlin: Gerade um das symbolisch für Stadtzerstörung und und autoritären Planungswahn stehende Neue Kreuzberger Zentrum am Kottbusser Tor hat sich ein Stück Stadt herausgebildet, das in seiner Bewohner- und Nutzerstruktur so heterogen ist, wie kaum ein anderer Ort in Deutschland.. Berlin ist nirgendwo so urban, also dicht und durchmischt, wie am Kottbusser Tor. Gewiss hängt das auch damit zusammen, dass in unmittelbarer Nähe noch sehr dichte durchmischte Altbausubstanz vorhanden ist. Gleichzeitig stellt sich hier die Frage, ob nicht gerade die Einführung des grossmaßstäblichen und der dritten Dimension (bei gleichzeitigem Erhalt älterer Stadtstrukturen) ein mehr an städtischer Komplexität eingeführt hat, was in den Mustern der traditionellen Parzellenstadt gar nicht zu haben gewesen wäre.
- 15 H. Stimmann beim *Architekturgespräch* „Wohnen jenseits des 2. Förderweges“, Berlin, November 2000. zit.n. J. Sethmann, Scheinschlag 12/2000
- 16 U. Poschardt: Das gemauerte Selbstbildnis unserer Nation. Die Welt 21.06.08
- 17 D. Hoffmann-Axthelm auf einer Veranstaltung der Mendelsohngesellschaft zum Thema „Friedrichstadt Lektion - Zurück in die Zukunft?“, Berlin, 18.05.2010
- 18 Wobei merkwürdigerweise untergeht, dass Deutschland bis 1918 noch ein Kaiserreich war, Berlin vor allem preussische Reichshauptstadt und das deutsche Bürgertum unfähig den Republikanismus zu behaupten und sich vom feudalen Staat zu emanzipieren. Auch stellt sich die Frage welchen Inhalt die unterbrochene „Normalität“ hat: Nachdem Deutschland 1990 seine Souveränität zurückerlangte, sollte es sich auf den Weg zu einer „normalen“ Nation begeben, auf den Weg zu einem Staat mit patriotischem Selbstbewusstsein, mit eigenen („natürlichen“) Interessen, die es, wenn notwendig, mit militärischer Gewalt anderswo durchsetzt und mit anderen Ländern um Rohstoffe, Ressourcen und Marktanteile konkurriert. An bürgerliche Traditionen vor dem ersten Weltkrieg anknüpfen, bedeutet ein Bürgertum, das sich dem aggressiven Patriotismus und Militarismus Preussens und dem Expansionskurs Kaiser Wilhelms nicht verweigert hat.
- 19 K. Hartung (s.Anm. 7)

Die Autoren

Nine Budde hat ihren Master of Fine Arts mit Schwerpunkt Kunst im öffentlichen Raum und neuen künstlerischen Strategien an der Bauhaus-Universität Weimar und dem Minneapolis College of Art and Design absolviert. Seit den 90ern produziert sie ortsspezifische und soziale Themen bezogene Installationen, Performances und Videos. Ihr Arbeiten wurden national und international gezeigt. Die Künstlerin lebt und arbeitet in Berlin und Zürich.

Robert Burghardt (*1979 in Berlin) studierte Kunst an der Rietveld Akademie in Amsterdam, und Architektur an der Glasgow School of Art sowie an der TU Berlin. Seit 2000 organisierte er verschiedene Projekträume (wie die *Raumerweiterungshalle* oder *basso*) und mischte in künstlerisch-aktivistischen Kollektiven wie *MeineAkademie* oder der *Informellen Universität in Gründung* mit. Seit 2010 arbeitet er zusammen mit Oliver Clemens (*anarchitektur*) an einem Neubau für ein Hausprojekt in Berlin.

Kito Nedo (*1975 in Leipzig) hat Neuere und Neueste Geschichte sowie Kultur- und Medienwissenschaften an der Universität Leipzig, der Humboldt-Universität Berlin, der Freien Universität Berlin sowie der Brunell University West London studiert. Seit 2005 arbeitet er als freier Autor und Journalist in Berlin für verschiedene Magazine und Zeitungen, darunter *art – Das Kunstmagazin*, *Berliner Zeitung*, *taz – Die Tageszeitung* und *Zitty – Das Hauptstadt-magazin*. Gemeinsam mit Dominikus Müller konzipierte und realisierte er die Ausstellungen „Das Beste aus 2007“ (Center, Berlin, 2009) sowie die Informationsausstellung „Mit dem Townhouse leben“ (Galerie Kai Hoelzner, Berlin, 2010). Zu beiden Ausstellungen erschienen eigenständige Publikationen.

Mit Dank an: Estelle Blaschke, Stephan Gripp und Kai Hoelzner.

Disko im Überblick

- Disko 1** Bart Lootsma: *Constant, Koolhaas und die niederländische Kultur der 60er*
Disko 2 Bruno Ebersbach: *sido, die Maske und der Block*
Disko 3 Philipp Reinfeld: *Sanierungskonzept Potsdamer Platz*
Disko 4 a42 et al.: *unrealisierte Projekte, selten gesehene Architektur*
- Disko 5** Christian Posthofen / a42.org: *Theorie und Praxis*
Disko 6 Jesko Fezer / a42.org: *Planungsmethodik gestern*
Disko 7 Büro für Konstruktivismus: *Kristalle*
- Disko 8** Kim Jong Il: *Über die Bukunst, Pyongyangstudies I*
Disko 9 Architekturakademie: *Tafeln der Weltarchitektur, Pyongyangstudies II*
Disko 10 Martin Burckhardt / FUTURE 7: *Pyongyangstudies III*
Disko 11 Kim Jong Il: *Kimilsungia, Pyongyangstudies IV*
- Disko 12** Alexander von Humboldt (Laura-Mariell Rottmann):
Entwürfe für die Ostfassade des Berliner Schlosses
Disko 13 Florian Thein: *Zeitgenössische Pyramiden*
Disko 14 Sarah Retsch: *Die Bausünde - Karriere eines Begriffs*
Disko 15 Philipp Strohm: *We are the Web?*
- Disko 16** Miller / Schwaag / Warner: *The New Death Strip*
Disko 17 Matthias Spielvogel: *Handbuch Verfahrensfreie Bauvorhaben Berlin*
Disko 18 Tamara Härty: *Psychotropie*
Disko 19 Budde / Burghardt / Nedo: *Townhouses*

Alle Ausgaben können als PDF in reduzierter Auflösung unter <http://a42.org/154.0.html> abgerufen werden.

„Ein wenig wie vor 350 Jahren, als die Latifundien auf dem Friedrichswerder besiedelt worden waren. Damals lag er noch vor den Toren der Residenzstadt Berlin-Cölln. Als es innerhalb der Stadt zu eng wurde, ließen die preußischen Kurfürsten das Land parzellieren und vergaben es an bessergestellte Angestellte des Hofes. Schmiedemeister waren darunter, auch Rittmeister, Kammerdiener, Günstlinge und Vertraute des Hofes. Nur eben wenig einfaches Volk. Keinerlei Gesinde. Und dies wird wohl so bleiben.“

Dirk Westphal

ISSN 1862-1562

ISBN 978-3-940092-04-5